

„Pax optima rerum“? Stimmen aus dem deutschen Liberalismus zum Westfälischen Frieden im Kontext der allgemeinen Rezeptionsgeschichte

„Pax optima rerum“ – der Friede ist das beste aller Dinge. Dieser seit der Antike gebräuchliche Ausspruch, der sich auch im Umfeld des Westfälischen Friedens von 1648 findet, wurde 1948 zum Motto seines dreihundertjährigen Jubiläums.¹ Nach dem Dreißigjährigen Krieg schien es ebenso wie nach dem Zweiten Weltkrieg keinen Zweifel an der Gültigkeit einer solchen Wertschätzung zu geben. Tatsächlich jedoch war das Urteil über den Westfälischen Frieden in den Jahrhunderten zwischen 1648 und 1948 nicht immer eindeutig. Wie sich innerhalb der unterschiedlichen Deutungsmuster Vertreter des deutschen Liberalismus zu diesem Zäsur-Frieden positionierten, diese Frage soll im Folgenden genauer in den Blick genommen werden. Dabei wird zunächst die allgemeine Rezeptionsgeschichte skizziert werden, um anschließend die Urteile von liberalen Historikern und Politikern darin zu verorten. Eine systematische liberale Rezeptionsgeschichte des Westfälischen Friedens ist damit nicht intendiert, wohl aber ein Beitrag zu der Frage, inwieweit eine solche überhaupt geschrieben werden könnte.

I.

Um die Rezeption des Westfälischen Friedens in ihren umfassenden historischen Kontext zu stellen, muss man zunächst zurückgehen bis zum Jahr 1648, denn bereits hier zeigt sich seine Ambiguität. Europa war 1648 weder umfassend noch langfristig befriedet: Der Krieg zwischen den Großmächten Frankreich und Spanien ging weiter,² und neue Kriege brachen innerhalb

1 Ernst Hövel (Hrsg.): Pax optima rerum. Münster 1948.

2 Siehe dazu Anuschka Tischer: Der französisch-spanische Krieg 1635-1659: die Wiederentdeckung eines Wendepunkts der europäischen Geschichte. In: Heinz Duchhardt (Hrsg.): Der Pyrenäenfriede 1659. Vorgeschichte, Wiederhall, Rezeptionsgeschichte. Göttingen 2010, S. 5-22.

weniger Jahre aus.³ Der Westfälische Friede regelte nicht alle Konflikte seiner Zeit, und er brachte selbst für das Heilige Römische Reich keine lange Friedensperiode. Die Verträge von Münster und Osnabrück enthielten allerdings in ihrem Kern Elemente – ein ausgewogenes Verhältnis von Protestanten und Katholiken und ein hohes Maß an Autonomie der Reichsstände gegenüber dem Kaiser einschließlich ihrer Mitsprache in allen Reichsangelegenheiten –, die bis zum Ende des Alten Reiches dadurch dauerhaft geregelt waren.⁴ Die Abtretungen von Herrschaftsrechten und Gebieten an Frankreich und Schweden, den Vertragspartnern von Kaiser und Reich im Westfälischen Frieden, wurden dagegen in weiteren Kriegen modifiziert: Während Frankreich seine Erwerbungen im Elsass arrondierte, wurde Schweden aus Pommern weitgehend wieder verdrängt. Das war der grob gesteckte Rahmen, an dem sich das Urteil über den Westfälischen Frieden im Laufe der Jahrhunderte immer wieder mit zum Teil konträren Ergebnissen entzünden sollte. Die unterschiedlichen Wahrnehmungen sollen im Folgenden näher in den Blick genommen werden.⁵

Eine tatsächliche Auseinandersetzung mit dem Westfälischen Frieden fand erst rund anderthalb Jahrhunderte später, nach dem Ende des Alten Reiches statt. Bis dahin diente er als beständiges Argument, dessen Existenz affirmiert, nicht hinterfragt wurde. Der Westfälische Friede war zugleich ein Reichsgrundgesetz wie ein bedeutender internationaler Friede, den alle Unterzeichner, namentlich die auswärtigen Mächte Frankreich und Schweden, ausdrücklich garantierten und dabei zugleich ihre Bündnispartner miteinschlossen, auch wenn diese die Verträge gar nicht unterzeichnet hatten. Damit funktionierte die politische Argumentation sowohl innerhalb wie außerhalb des Heiligen Römischen Reiches. Den Westfälischen Frieden erhalten

- 3 Zur Entwicklung der internationalen Beziehungen im 17. Jahrhundert siehe ausführlich die Bände 2 und 3 des Handbuchs der Geschichte der internationalen Beziehungen: Heinz Schilling: Konfessionalisierung und Staatsinteressen: internationale Beziehungen 1559-1660. Paderborn 2007 u. Klaus Malettke: Hegemonie – multipolares System – Gleichgewicht. 1648/1659-1713/1714. Paderborn 2012.
- 4 Für einen knappen Überblick über die Ergebnisse des Westfälischen Friedens siehe Maria-Elisabeth Brunert: Der Westfälische Frieden 1648 – eine Friedensordnung für das Reich und Europa. In: Peter Geiss/Peter Arnold Heuser (Hrsg.): Friedensordnungen in geschichtswissenschaftlicher und geschichtsdidaktischer Perspektive. Göttingen 2017, S. 69-95; Siegrid Westphal: Der Westfälische Frieden. München 2015; Anuschka Tischer: Westfälischer Frieden. In: Enzyklopädie der Neuzeit Bd. 14. Stuttgart/Weimar 2011, Sp. 1020–1029.
- 5 Zu unterschiedlichen Aspekten der langfristigen Rezeption des Westfälischen Friedens vgl. auch Claire Gantet: *La Paix de Westphalie, 1648: Une histoire sociale, XVII^e–XVIII^e siècles. Histoire et société.* Paris 2001; Konrad Repgen: Der Westfälische Friede: Ereignis und Erinnerung. In: *Historische Zeitschrift* 267 (1998), S. 615-647; Heinz Duchhardt: Der Westfälische Friede im Fokus der Nachwelt. Münster 2014; Ders.: Das Feiern des Friedens: Der Westfälische Friede im kollektiven Gedächtnis der Friedensstadt Münster. Münster 1997, sowie mehrere Beiträge in: Ders. (Hrsg.): *Der Westfälische Friede: Diplomatie, politische Zäsur, kulturelles Umfeld, Rezeptionsgeschichte.* München 1998.

zu wollen, wurde eine nahezu kontextunabhängige Standardbegründung, mit der sogar 1757 im Siebenjährigen Krieg Frankreich, Schweden und der Kaiser einmütig im Reichstag zu Regensburg den Krieg gegen Friedrich II. von Preußen erklärten, der sich im Übrigen seinerseits auch dieses Arguments bediente.⁶

Dass es dabei kaum noch um den Westfälischen Frieden ging, versteht sich nahezu von selbst. Das Heilige Römische Reich und Europa entwickelten sich auf der Grundlage des Westfälischen Friedens durchaus weiter. Tatsächlich unantastbar aber waren die Grundprinzipien des Westfälischen Friedens als Reichsgrundgesetz. Sie regelten zum einen das ausgewogene Verhältnis der Konfessionen zueinander, zum anderen präzisierten sie die Rolle des Kaisers und der Reichsstände im Verfassungsgefüge des Alten Reichs. Das war ein Gesamtpaket, dessen einzelne Aspekte nicht hinterfragt wurden. Die Fülle an Literatur, die sich im 17. und 18. Jahrhundert mit dem Westfälischen Frieden auseinandersetzte, argumentierte mit ihm und interpretierte seine Bestimmungen. Der grundsätzliche Inhalt aber galt als gesetzt. Angesichts der Instabilität des Friedens noch in den ersten Jahren nach dem Friedensschluss hatten sich zahlreiche Reichsstände zu einer aktiven Sicherheitspolitik zusammengefunden, zu der sie das komplexe System der vertraglichen Friedensgarantien nutzten.⁷ Die Friedensbestimmungen wurden dadurch in die Praxis überführt und eingeübt. Hinzu kamen die zahlreichen ritualisierten Bekräftigungen des Friedens in Form von Friedensfeiern oder eben der politischen Rhetorik.⁸ Im 18. Jahrhundert galt der Westfälische Friede als der Ursprung der politischen Stabilität im Heiligen Römischen Reich und in Europa.⁹

Die Gegenfolie zur Beschwörung des Westfälischen Friedens war die Erinnerung an die Schrecken des Krieges. Die Traumatisierung der Gesellschaft durch den Dreißigjährigen Krieg ist – zumindest beim gegenwärtigen Forschungsstand – in ihren Folgen schwer zu definieren, aber unstrittig ist, dass dieser Krieg langfristig und trotz der Weltkriege des 20. Jahrhunderts zum Synonym für die sinnlose Brutalität von Krieg schlechthin wurde, wel-

6 Anuschka Tischer: Offizielle Kriegsbegründungen in der Frühen Neuzeit: Herrscherkommunikation in Europa zwischen Souveränität und korporativem Selbstverständnis. Münster 2012, S. 141f. Zum Westfälischen Frieden als kriegsbegründendem Argument siehe ebd., S. 139-142.

7 Siehe dazu Anuschka Tischer: Vom Dreißigjährigen Krieg zum dauerhaften Frieden: Friedenssicherung als Problem der Reichspolitik in den 1640er und 1650er Jahren. In: Robert Rebitch u.a. (Hrsg.): Vor 400 Jahren: Der Dreißigjährige Krieg. Innsbruck 2019, S. 69-83.

8 Siehe dazu insgesamt die unter Anm. 5 zitierte Literatur.

9 Repgen: Der Westfälische Friede (wie Anm. 5), S. 637-641.

cher der Einzelne hilflos ausgeliefert ist.¹⁰ Besonders eindrücklich schilderte dies der 1668 erschienene und bis heute vielfach gelesene und zitierte Roman „Der abenteuerliche Simplicissimus“, dessen Autor Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen seine Kriegserlebnisse literarisch verarbeitete. Er versuchte nicht zu erklären, sondern stellte den unbegreiflichen Schrecken des Krieges in den Mittelpunkt seiner Darstellung. Für die Zeitgenossen waren mit dem Westfälischen Frieden die Kriegserinnerungen untrennbar verbunden. Beide konnten im 17. Jahrhundert in die göttliche Vorsehung eingeordnet werden und mussten nicht hinterfragt werden. Eine Benennung der Kriegsschuld oder eine historische – geschweige denn juristische – Aufarbeitung wie sie nach gegenwärtigen Kriegen zum Standard geworden ist, fand im 17. Jahrhundert grundsätzlich nicht statt. Die erste Darstellung des Dreißigjährigen Krieges von Georg Greflinger 1657 war rein deskriptiv.¹¹ Der Friede war vor dem Hintergrund dieses Krieges, den er beendet hatte, ein Wert an sich. Den Westfälischen Frieden in Frage zu stellen, hätte implizit bedeutet, erneut einen Krieg wie den Dreißigjährigen Krieg zu riskieren. Das machte den Westfälischen Frieden unantastbar, auch wenn er den gesellschaftlichen oder politischen Realitäten im Laufe der Zeit immer weniger entsprach. Noch kurz vor dem Ende des Alten Reiches nannte Friedrich Schiller den Westfälischen Frieden einen „berühmten, unverletzlichen und heiligen Frieden“.¹²

- 10 Zur Traumatisierung und den Prägungen der Nachkriegsgenerationen siehe insbesondere Gantet sowie verschiedene Beiträge in: Benigna von Krusenstjern/Hans Medick (Hrsg.): Zwischen Alltag und Katastrophe. Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe. 2. Aufl. Göttingen 2001. Zu den Deutungsmustern des Dreißigjährigen Krieges siehe Anuschka Tischer: Kriegstyp „Dreißigjähriger Krieg“? Ein Krieg und seine unterschiedlichen Typologisierung von 1618 bis zur Gegenwart. In: Maria-Elisabeth Brunert/Maximilian Lanzinner (Hrsg.): Diplomatie, Medien, Rezeption. Aus der editorischen Arbeit an den ACTA PACIS WESTPHALICAE. Münster 2010, S. 1-20. Zur historischen Einordnung des Dreißigjährigen Krieges vgl. darüber hinaus auch Anuschka Tischer: Dynamik durch Gewalt? Der Dreißigjährige Krieg und die Wandlungsprozesse der Frühen Neuzeit im Rahmen einer allgemeinen Kriegsgeschichte. In: Michael Rohrschneider/Dies. (Hrsg.): Dynamik durch Gewalt? Der Dreißigjährige Krieg (1618-1648) als Faktor der Wandlungsprozesse des 17. Jahrhunderts. Münster 2018, S. 13-39. Zur Rezeption im 19. Jahrhundert siehe Hilmar Sack: Der Krieg in den Köpfen. Die Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg in der deutschen Krisenerfahrung zwischen Julirevolution und deutschem Krieg. Berlin 2008.
- 11 Georg Greflinger: Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg, kommentiert und mit einem Nachwort von Peter Michael Ehrle. München 1983 (erstmalig erschienen s.l. 1657).
- 12 Friedrich Schiller: Der Dreißigjährige Krieg. Mit einem einleitenden Essay von Golo Mann. München 1975, S. 312. Vgl. Auch Repgen: Der Westfälische Friede (wie Anm. 5), S. 639.

Diese Bedeutung verlor der Westfälische Friede schlagartig 1806, als Kaiser Franz II. das Heilige Römische Reich auflöste und damit auch die Reichsverfassung, von welcher der Friede ein konstitutiver Teil gewesen war, aufhörte zu existieren. Der Westfälische Friede war nun „nicht mehr aktuelles Verfassungsrecht, sondern Geschichte“.¹³ Erst jetzt begann seine Aufarbeitung und historische Bewertung, die von den aktuellen politischen Konstellationen – der deutschen Frage und dem deutsch-französischen Gegensatz – aufgeladen war. Carl Ludwig von Woltmann, der noch 1808/09 eine Geschichte des Westfälischen Friedens vorlegte, die sich als Fortsetzung von Schillers „Dreißigjährigem Krieg“ verstand, äußerte bereits die Befürchtung, dass die historischen Leistungen des Friedens von 1648 in den Umbrüchen des frühen 19. Jahrhunderts untergehen würden.¹⁴ Obwohl Woltmann sich selbst als deutschen Patrioten sah, beeindruckte den Historiker aus seiner intensiven Beschäftigung mit dem Gegenstand heraus nach wie vor, wie infolge der Verhandlungen der lange Krieg in einen stabilen Frieden überführt worden war. Doch diese Sichtweise hatte sich mit dem Alten Reich offensichtlich überlebt. Aus Schillers „unverletzlichem und heiligem Frieden“ wurde in kürzester Zeit der Dreh- und Angelpunkt für deutsches Unglück und französische Dominanz. 1815 ordnete der Berliner Historiker Friedrich Rühls den Westfälischen Frieden in eine vermeintliche historische Entwicklung ein, innerhalb derer Frankreich sich kontinuierlich auf Kosten Deutschlands erweitert habe, ein Interpretationsmodell, das von nun an langfristig die Rezeption der Ereignisse von 1648 prägen sollte.¹⁵

Die Rezeption des Westfälischen Friedens war allerdings im 19. Jahrhundert keineswegs einheitlich. Geschichte als Wissenschaft, die unterschiedliche Quellen erschließt, gegeneinander abgleicht und hinterfragt, entstand überhaupt erst in dieser Epoche. Sie war dabei aber in vielerlei Hinsicht geprägt von einer zeittypischen nationalen Perspektive, die auf das Heilige Römische Reich oft anachronistisch zurückprojiziert wurde. Aus dem Raum des ehemaligen Heiligen Römischen Reiches heraus entwickelten sich eine deutsch-nationale Geschichtsschreibung, die stark preußisch und protestantisch geprägt war, sowie eine österreichisch-habsburgische, katholisch domi-

13 Repgen: Der Westfälische Friede (wie Anm. 5), S. 641.

14 Karl Ludwig von Woltmann: Geschichte des Westphälischen Friedens (= Friedrich Schillers Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, fortgesetzt von Karl Ludwig von Woltmann, Teil 3 und 4), 2 Teile. Leipzig 1808/09, siehe hier insbesondere das Vorwort. Vgl. Repgen: Der Westfälische Friede (wie Anm. 5), S. 642.

15 Bernd Schönemann: Die Rezeption des Westfälischen Friedens durch die deutsche Geschichtswissenschaft. In: Duchhardt (Hrsg.): Der Westfälische Friede (wie Anm. 5), S. 805-825, hier S. 813f.

nierte Geschichtsschreibung mit unterschiedlichen Sichtweisen, die aber in sich selbst weiteren Raum für verschiedene Deutungen ließen. Insbesondere die komplexen Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges wurden nicht unbedingt in schlüssige Geschichtsbilder überführt. So waren zwar die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges im allgemeinen Bewusstsein durch die Ereignisse der Revolutionskriege neu belebt worden, zugleich entwickelte sich aber im deutschen Protestantismus ein Kult um Gustav II. Adolf von Schweden, der die früheren Heroisierungen desselben noch in den Schatten stellte.¹⁶ Zumindest für eine Weile wurden auch etablierte Geschichtsbilder weiter tradiert, aber von einer dezidierten Wertschätzung des Westfälischen Friedens konnte keine Rede mehr sein.¹⁷

Aus der deutsch-nationalen Perspektive im 19. Jahrhundert war der Reichsgedanke zwar durchaus attraktiv, das Heilige Römische Reich erschien in den letzten Jahrhunderten seiner Existenz aber vor allem mangelbehaftet.¹⁸ Aus der preußischen und protestantischen Position eines Leopold von Ranke lag der Wert des Westfälischen Friedens in der Absicherung der deutschen Protestanten.¹⁹ Von verfassungsrechtlichen Impulsen für das Heilige Römische Reich war bei ihm keine Rede. Es waren die Großmächte, namentlich Schweden und Frankreich, die als Akteure erschienen, nicht das Reich, dessen Schwäche in der Darstellung die französische und schwedische Stärke eher konterkarierte.

Während eine tatsächliche Erforschung des Westfälischen Friedens oder überhaupt des Heiligen Römischen Reiches kaum noch stattfand, waren deutsche Historiker sich konfessionsübergreifend in dem Maße, in dem sich der deutsche Nationalgedanke durchsetzte, einig in ihrem negativen Urteil über diesen Frieden. Johann Gustav Droysen, der sich selbst als Liberaler verstand, freiheitliches Denken aber der nationalen Idee unterordnete, interpretierte den Westfälischen Frieden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als einen Tiefpunkt deutscher Geschichte und eine aus dem Dreißigjährigen Krieg heraus kulminierende Festschreibung der Interessen fremder Mächte zuungunsten Deutschlands. Es war zugleich das Narrativ von Preußen als dem Träger des deutsch-nationalen Gedankens und Überwinder dieser Ordnung. Mit dem in sich schlüssigen Werk Droysens wurde es besonders wirkmächtig.²⁰

16 Zu den verschiedenen protestantischen und katholischen Rezeptionsansätzen in Bezug auf den Dreißigjährigen Krieg in dieser Zeit siehe Sack: *Der Krieg* (wie Anm. 10), S. 30-42.

17 Siehe Repgen: *Der Westfälische Friede* (wie Anm. 5), S. 641f.

18 Zu positiven Konnotationen der Reichsidee siehe Sack: *Der Krieg* (wie Anm. 10), S. 53.

19 Leopold von Ranke: *Genesis des Preußischen Staates*. Leipzig 1874 (neue Ausgabe der zur erst 1847 erschienenen Ausgabe), S. 241.

20 Sack: *Der Krieg* (wie Anm. 10), S. 32ff. Zur Biographie Droysens und seinem Selbstverständnis als Historiker und Politiker siehe Wilfried Nippel: *Johann Gustav Droysen. Ein Leben zwischen Wissenschaft und Politik*. München 2008. Zu Droysens Positionierung im

Den Höhepunkt der negativen Rezeption sollte der Westfälische Frieden in der Zeit des Nationalsozialismus erleben. Nachdem 1871 die vermeintliche nationale Schwäche, insbesondere in Bezug auf Frankreich, revidiert worden war, schlug das Pendel mit dem Ende des Ersten Weltkriegs wieder in die andere Richtung. Das nationalsozialistische Geschichtsbild verknüpfte die Friedensverträge von Münster und Osnabrück mit dem von Versailles, der den Westfälischen Frieden vermeintlich neu belebte. Konsequenterweise sollte mit der angestrebten Revision des Friedens von Versailles im Krieg gegen Frankreich der Westfälische Friede dann endgültig überwunden werden.²¹ Das dreihundertjährige Jubiläum von 1948, das diese Überwindung hätte zelebrieren sollen, stand allerdings nach der erneuten historischen Wendung, wie eingangs erwähnt, unter einem ganz anderen Motto: „Pax optima rerum.“ Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begann eine angemessene historische Aufarbeitung des Westfälischen Friedens. 1959 legte Fritz Dickmann dazu eine wegweisende Studie vor.²² Obwohl sie das historische Urteil über den Frieden endgültig revidierte und auf eine solide Quellengrundlage stellte, klang selbst hier noch eine unter nationalen Vorzeichen negative Sicht durch. Die grundlegende Erforschung des Westfälischen Friedens nahm aber nun ihren Anfang und verschaffte ihm ein langfristig gewandeltes, durchaus positives Image.

III.

Wie aber rezipierten nun Vertreter des deutschen Liberalismus den Westfälischen Frieden in der Zeit seiner nationalen Aufladung im 19. und frühen 20. Jahrhundert? Das Beispiel Droysens zeigt bereits, dass ein liberales Selbstverständnis sich mit dem Wunsch nach einem starken Nationalstaat und dem Konkurrenzdenken gegenüber anderen Mächten durchaus vereinen ließ, auch wenn Droysen in den politischen Liberalismus seiner Zeit nicht ganz einfach einzuordnen ist. Eine Rezeption des Westfälischen Friedens von Vertretern des politischen Liberalismus war immer das Nebenprodukt einer anderen Fragestellung, insofern ist eine eigenständige Beurteilung a priori eher nicht zu erwarten.

liberalen Denken siehe ebd., S. 283; zu seiner Einordnung des Westfälischen Friedens als einer überkommenen historischen Ordnung siehe ebd., S. 193.

21 Reppen: Der Westfälische Friede (wie Anm. 5), S. 643f. Vgl. auch Anuschka Tischer: Zukunft aus einer besseren Vergangenheit oder Zukunft als verbesserte Vergangenheit? Die politische Argumentation mit Geschichte. In: Wolfgang W. Müller/Franc Wagner (Hrsg.): Was ist Gerechtigkeit? Interdisziplinäre Zugänge zu einer kulturellen Universalfrage. Basel 2019, S. 135-158.

22 Fritz Dickmann: Der Westfälische Frieden. 7. Aufl. Münster 1998.

Aus einer dezidiert historischen Perspektive thematisierte der liberale Autor Oskar Klein-Hattingen in einer von Friedrich Naumann angeregten Geschichte des deutschen Liberalismus 1911 den Westfälischen Frieden.²³ Das Werk war ein Beitrag zur historischen Identitätsstiftung des Liberalismus. Klein-Hattingen war allerdings kein namhafter Wissenschaftler. Der Historiker Willy Andreas kritisierte die gesamte Darstellung aus fachlicher Perspektive scharf. Theodor Heuss, der die methodischen Schwächen offen eingestand, nannte das Werk schlicht ein „historisches Parteibuch“.²⁴

Nach einer zunächst ideengeschichtlichen Abhandlung des Freiheitsgedankens folgte bei Klein-Hattingen eine Darstellung der Freiheit in der politischen Praxis der deutschen Geschichte, wobei er unter Freiheit republikanische und bürgerliche Elemente verstand. Sein dicht gedrängtes Urteil über den Dreißigjährigen Krieg und den Westfälischen Frieden war vernichtend. Der Krieg war für ihn in seiner ersten Hälfte bis zum Prager Frieden 1635 ein „Religionskrieg“, ausgelöst durch kaiserlich-katholisches Machtstreben, der dann umgeschlagen sei in einen „Eroberungskrieg Schwedens und Frankreichs auf deutschem Boden“.²⁵ Das Ergebnis war für ihn eine Schwächung Deutschlands und eine Ohnmacht des Kaisers nach Innen und Außen. Positiv bewertete Klein-Hattingen eine vermeintliche „Sicherung der Religionsfreiheit“ im Westfälischen Frieden, die „ganz Europa zugute“ gekommen sei.²⁶ Abgesehen von dieser – in der zitierten Form historisch fragwürdigen – Deutung, beurteilte Klein-Hattingen den Westfälischen Frieden aus einer nationaldeutschen Sicht. Einen „Lichtblick“ in der deutschen Geschichte sah er erst mit dem ersten König in Preußen, Friedrich Wilhelm I., der „den Grund zur Größe seines Landes [...] und damit zur neuen Größe Deutschlands“ gelegt habe.²⁷ In seiner Darstellung des Alten Reichs folgte Klein-Hattingen also dem nationalen Narrativ seiner Zeit. Das ist insofern bemerkenswert, als er selbst zu den Kritikern der Nationalliberalen gehörte und die historische Entwicklung des Liberalismus eher in England und Frankreich als in Deutschland verortete.²⁸ Bei der Beurteilung der Geschichte des Alten Reichs spielten solche Unterschiede offensichtlich keine Rolle.

23 Oskar Klein-Hattingen: Geschichte des deutschen Liberalismus. 2 Bde. Berlin-Schöneberg 1911.

24 Theodor Heuss an Willy Andreas am 15. Juni 1911. In: Theodor Heuss: Aufbruch im Kaiserreich. Briefe 1892-1917, hrsg. von Frieder Günther. München 2009, S. 330. Zur kritischen Würdigung von Klein-Hattingens Geschichte unter Einbeziehung der zeitgenössischen Kritik siehe die anlässlich des Neudrucks 2012 erschienene Rezension von Horst Dippel. In: Archiv für Sozialgeschichte (online) 53 (2013), <<http://www.fes.de/cgi-bin/afs.cgi?id=81448>> [18.4.2013] (Zugriff am 22. Februar 2019).

25 Klein-Hattingen: Geschichte (wie Am. 23), Bd. 1, S. 69.

26 Ebd., S. 70.

27 Ebd., S. 70f.

28 Siehe dazu auch die Rezension von Dippel (wie Anm. 24).

Wie nahmen unter diesen Voraussetzungen die führenden Köpfe des deutschen Liberalismus, Friedrich Naumann und Theodor Heuss, den Westfälischen Frieden wahr? Friedrich Naumann äußerte sich 1915 in „Mitteleuropa“ zum Alten Reich. Darin kritisierte er die Kleinstaaterei und folgte damit dem nationalen Narrativ.²⁹ Allerdings war die Zeit vor dem 19. Jahrhundert für ihn eine „Fürstengeschichte“.³⁰ Entgegen der oftmals üblichen Projektion der Nationalgeschichte weit zurück in die Vergangenheit begann diese für Naumann erst im 19. Jahrhundert. Erst mit dieser Epoche und dem Beginn der Moderne setzte er dann auch die Möglichkeit an, aus der Geschichte zu lernen. Über die Zeit vor der deutschen Einigung urteilte er dagegen bündig: „Was vergangen ist, das ist vergangen.“³¹ Das Vergangene zu vergessen und nicht aufzurechnen, war für ihn zur Stärkung der nationalen Einigkeit in der Gegenwart geradezu eine Verpflichtung. Die Rezeption der Geschichte des Alten Reichs als entweder „mittelalterlich-kaiserliche“ oder „protestantisch-preußische“ waren ihm aus einer intensiven Kenntnis der führenden Geschichtswerke des 19. Jahrhunderts explizit bewusst, aber für die Konstruktion des deutschen Nationalgedankens hielt er sie, mitten in der Situation des Ersten Weltkriegs, für irrelevant.³² Naumann empfahl nachdrücklich die Geschichte als Lehrmeisterin, aber seine historischen Vorbilder für eine Friedensordnung waren das Handeln Bismarcks, gegebenenfalls auch noch die Auseinandersetzung mit dem Wiener Kongress.³³ Weiter zurück führte er den Gedanken der Friedensordnung nicht.

Unter diesen Voraussetzungen bleiben die Aussagen zur Frühen Neuzeit in Naumanns „Mitteleuropa“ relativ unkonkret. Der Westfälische Frieden kommt nur kurz als Zäsur der 1517 begonnenen konfessionellen Auseinandersetzungen vor.³⁴ Die Epoche zwischen 1517 und 1648 ist in der Darstellung mit Religionspolitik und religiösen Auseinandersetzungen verknüpft, die im 20. Jahrhundert vermeintlich längst überwunden schienen, eine Position die sich im Übrigen durchaus in Übereinstimmung mit der zeitgenössischen akademischen Geschichtswissenschaft jenseits der großen nationalen Narrative befand: Der liberale Historiker Friedrich Meinecke, der akademische Lehrer Fritz Dickmanns, datierte zehn Jahre später in seiner Geschichte

29 Friedrich Naumann: *Mitteleuropa* (1915). In: Ders.: *Werke* Bd. 4: *Schriften zum Parteiwesen und zum Mitteleuropaproblem*, bearb. von Thomas Nipperdey und Wolfgang Schieder. Köln 1964, S. 485-767, hier S. 492 und 524.

30 Ebd., S. 531.

31 Ebd., S. 525.

32 Ebd., S. 530.

33 Ebd., S. 525-537.

34 Ebd., S. 557.

der Staatsräson den Durchbruch eben dieser Idee auf den Westfälischen Frieden respektive den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges.³⁵

Friedrich Naumann äußerte sich 1915 aber noch an anderer Stelle, nämlich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Die Hilfe“ zum Westfälischen Frieden.³⁶ Er bezog sich dabei explizit auf die voluminöse Darstellung des Dreißigjährigen Krieges durch Ricarda Huch, die kurz vor dem Ersten Weltkrieg entstanden war und detailreich in Form einer literarischen Erzählung von einzelnen Schicksalen, von Opfern und Helden, das Bild von den endlosen Schrecken des Krieges neu – und im Hinblick auf die kommenden Ereignisse hellseherisch – belebte. Ricarda Huchs Buch war bereits kurz nach seinem Erscheinen von dem Literaturwissenschaftler Friedrich Alafberg in der Zeitschrift „Die Hilfe“ rezensiert worden, der die Anschaulichkeit der literarischen Darstellung hervorhob.³⁷ In der Geschichtswissenschaft hat das Buch von Ricarda Huch schon aufgrund seines klar literarischen und nicht wissenschaftlichen Anspruchs keine größere Resonanz gefunden, während es gesellschaftlich und auch im politischen Liberalismus durchaus Wirkung entfaltete, wie die Reaktionen Alafbergs und Naumanns zeigen. Alafberg las es als eine Geschichte der Brutalität des Krieges und der Zerstörung Deutschlands, deren Ergebnis dann der Westfälische Frieden war. Ricarda Huchs Darstellung war also im Prinzip ein Rückgriff auf die Rezeption nach der vormaligen Art des „Simplicius Simplicissimus“, um den Krieg anschaulich zu machen, nicht ihn zu erklären. Wenn man, wie Alafberg, Ricarda Huchs Buch als Absage an vergangene Epochen, die aus religiösem Fanatismus und persönlichem Ehrgeiz solche Kriege hervorbrachten, las, ergab sich daraus auch mitten im Ersten Weltkrieg keineswegs zwingend ein Friedensappell.

Obwohl Friedrich Naumann in „Mitteleuropa“ aus der Zeit der „Fürstengeschichte“ keine Lehren für die Gegenwart ziehen wollen, verfuhr er in seinem Artikel „Die Kunst, Frieden zu schließen“ anders. Hier mahnte er gerade im Hinblick auf das historische Beispiel des Westfälischen Friedens, dass in einem Krieg der rechte Moment zum Frieden nicht verpasst werden dürfe. Der „Kriegskunst“ korrespondiere die „Friedenskunst“, die beide im jeweils richtigen Moment zum Tragen kommen müssten, und im Dreißigjährigen Krieg sei eben dieser richtige Moment des Friedensschließens verpasst worden.³⁸ Genau das habe dem Westfälischen Frieden jene Ausrichtung ge-

35 Friedrich Meinecke: Die Idee der Staatsräson in der neueren Geschichte. München u.a. 1924, S. 176 ff. Meinecke bezieht sich dabei ausdrücklich auf das Ende des Dreißigjährigen Krieges, ohne den Westfälischen Frieden explizit zu thematisieren.

36 Friedrich Naumann: Die Kunst, Frieden zu schließen.(1915). In: Ders.: Werke Bd. 5: Schriften zur Tagespolitik, bearb. von Alfred Milatz. Köln u.a. 1964, S. 550-553.

37 Friedrich Alafberg: Der große Krieg in Deutschland. In: Die Hilfe (Sonderausgabe: Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst) 12 (1914), S. 188 f.

38 Naumann: Die Kunst (wie Anm. 37), S. 550.

geben, die er negativ bewertete: „Die Fortführung des Krieges über einen gewissen Zeitpunkt hinaus war nur eine Fütterung der Nachbarn und Neutralen, die dann in Osnabrück und Münster das große Wort führten.“³⁹ Hier folgte Naumann nun dem Narrativ vom Westfälischen Frieden als nationalem Unglück tatsächlich mit Bezug auf die Gegenwart. Es war zugleich ein positives Bekenntnis zur Machtstaatspolitik, denn gerade jenen „Neutralen“ wird mittlerweile in der Forschung zugeschrieben, durch den Druck auf die Großmächte den Westfälischen Frieden überhaupt erst erreicht zu haben.⁴⁰ Naumann sah darin aber offensichtlich einen Ausdruck der Schwäche der eigentlichen politischen Autoritäten. So war sein Artikel „Die Kunst, Frieden zu schließen“ keineswegs ein unbedingter Friedensappell, sondern vielmehr eine politische Mahnung, den Frieden im Hinblick auf die nationalen Interessen im richtigen Moment zu schließen. Sein Fazit lautete: „Bis aber der Tag des Verhandelns da ist, gilt weiter, dass siegreiche Schlachten die beste Diplomatie sind.“⁴¹

Als allerdings die politisch-militärische Lage zwei Jahre später prekär wurde, beschwor Naumann im Reichstag nun tatsächlich auch die Friedensinstrumentarien des Westfälischen Friedens als ein Beispiel dafür, wie eine „Atmosphäre des Friedens“ der Beendigung eines Krieges wie des Dreißigjährigen oder eben des gegenwärtigen vorangehen müsse.⁴² Hier deutet sich erstmals wieder eine Wertschätzung des Westfälischen Friedens schlicht um seiner Friedensleistung willen an, wie sie allerdings erst 1948 ihren endgültigen Durchbruch erleben sollte: Theodor Heuss würdigte den Westfälischen Frieden zum dreihundertjährigen Jubiläum eigens in einem Essay.⁴³ Er betonte nun wie seine Zeitgenossen den bloßen Wert des Friedens und damit eine Erkenntnis, in der die Menschen des Jahres 1948 der „Gefühlswelt“ jener von 1648 nahe stünden, da sie nach Jahren der Friedlosigkeit diesen Wert erkennen könnten.⁴⁴ Doch die Wertschätzung des Friedens von 1648 war noch keine Wertschätzung des Westfälischen Friedenswerks. Dieses erschien ihm angesichts der Langwierigkeit der Verhandlungen und der Fülle der – weitgehend unbekannten – Unterhändler „menschlich glanzlos“.⁴⁵ So nahm er denn auch zu der von den Nationalsozialisten geplanten Ausstellung zum Westfälischen Frieden zwar mit kategorischer Ablehnung Stellung, ließ da-

39 Ebd., S. 551.

40 Siehe dazu insbesondere Westphal: Der Westfälische Frieden (wie Anm. 4).

41 Naumann: Die Kunst (wie Anm. 37), S. 553.

42 Reichstagsprotokoll, 9. Oktober 1917: www.reichstagsprotokolle.de/Blatt_k13_bsb00003406_00707.html (Zugriff am 23. Februar 2019).

43 Theodor Heuss: Der Friede von Münster und Osnabrück (1948). In: Ders.: Profile. Nachzeichnungen aus der Geschichte. Tübingen 1964, S. 59-64.

44 Ebd., S. 60.

45 Ebd., S. 61.

bei aber zugleich erkennen, dass er dem Westfälischen Frieden inhaltlich durchaus nichts Positives abgewinnen konnte:

„Den Friedenssaal im Rathaus an dem herrlichen Münsterischen Prinzipalmarkt haben die Bomben zerschlagen. Dort, so konnte man vor Jahren hören, wollte Hitler seinen Frieden, oder was er der Welt gerne befohlen hätte, so zu nennen, vorschreiben. Damit sollte geschichtliches Leid und Unrecht wieder»gut«gemacht werden. Wenn nur nicht dabei ‚Wiedergutmachung‘ es in sich trüge, die Dinge noch schlechter zu machen.“⁴⁶

Eine Möglichkeit zur positiven Rezeption des Westfälischen Friedens für die Gegenwart oder die Zukunft sah oder erwartete Heuss nicht. Er war überzeugt davon, dass im wiederaufgebauten Friedenssaal von Münster „der geschichtliche Odem [...] kaum mehr [...] wehen“ werde. Angesichts der groß angelegten Feiern des 350jährigen Jubiläums von 1998 und der fundamentalen Neu- und Umdeutung des Westfälischen Friedens sollte sich dies als ein klares Fehlurteil erweisen.⁴⁷

Dezidiert lehnte Heuss den Westfälischen Frieden auch als positives Modell des Föderalismus ab: „[...] alle diejenigen, die heute das Wort ‚Föderalismus‘ mit einem schier weihevollen Ton gebrauchen, sprechen damit [...] den Traktat von 1648 in seinem überdauernden Sinn der gliederstaatlichen Quasi-Souveränität heilig. Es sollte anderes aus der Erinnerung gelernt werden können.“⁴⁸

Diese Ablehnung des Westfälischen Friedens aus verfassungshistorischer und nationaler Perspektive hatte Heuss bereits 1947 in zwei Briefen ausgeführt. Dezidiert benannte er „die teutsche Libertät von 1648“,⁴⁹ also die Festschreibung der reichsständischen Rechte im Westfälischen Frieden, nicht als ein Modell, sondern als eine überwundene Fehlentwicklung und die Anknüpfung daran eine Schreckensvorstellung. Hier blieb er ganz in der Vorstellung, die Reichsverfassung des Westfälischen Friedens habe Deutschland zum „Raub der fremden Politik“ gemacht, respektive eine föderale Politik, die sich am Westfälischen Frieden orientiere, werde genau das bewirken.⁵⁰

46 Ebd., S. 64.

47 Siehe dazu u.a. den in Anm. 5 zitierten Sammelband, den Heinz Duchhardt 1998 zum Westfälischen Frieden herausgegeben hat.

48 Ebd.

49 Jeweils wörtlich In: Theodor Heuss an Wilhelm Heile, 22. Mai 1947. In: Theodor Heuss. Erzieher zur Demokratie. Briefe 1945-1949. Hrsg. und bearb. von Ernst Wolfgang Becker. München 2007, hier S. 279; Theodor Heuss an August Weber, 22. November 1947. In: Ebd., hier S. 324.

50 Ebd., S. 324.

Es war ein Bekenntnis zum deutschen Nationalstaat in seiner historischen Entwicklung jenseits des Westfälischen Friedens.⁵¹

IV.

Die Stimmen aus dem politischen Liberalismus zum Westfälischen Frieden folgten also insgesamt den nationalen Interpretationsmustern ihrer Zeit. Es waren keine tiefgründigen Auseinandersetzungen mit der Geschichte. Sie schwankten zwischen der Wahrnehmung einer fremden Epoche, die nach scheinbar überwundenen Prinzipien funktionierte, und der Anwendung auf aktuelle Probleme, die allerdings versatzstückhaft und oberflächlich blieb. Der Wert des Friedens erschien situationsbedingt stärker oder schwächer, dem Inhalt nach sahen die Liberalen im Westfälischen Frieden definitiv keine positiven Aspekte für die deutsche Geschichte. Da dies dem nationalen Narrativ entsprach, das sich noch 1959 bei Fritz Dickmann findet,⁵² ist der Befund zunächst einmal nicht überraschend. Bemerkenswert erscheint aber doch, dass der politische Liberalismus in Deutschland es damit auch explizit ablehnte, sich in die Tradition der reichsständischen Freiheiten des Westfälischen Friedens zu stellen. Diese wurden als ein Hindernis zu nationaler Einheit und Größe wahrgenommen, nicht als Vorläufer politischer Freiheit.

In den vergangenen siebzig Jahren hat das historische Urteil über den Westfälischen Frieden sich deutlich verändert. Zuletzt fiel mit der Rückkehr der Religionskriege und der Frage nach der Befriedung von Religionskonflikten auch die Vorstellung vom Westfälischen Frieden als dem Ergebnis einer Epoche, deren Denkweisen der Moderne fremd und fern seien. Vor allem aber hat sich das Bild vom Westfälischen Frieden durch eine intensive Forschung gewandelt. Daneben waren es immer wieder neue gesellschaftliche Impulse, welche für aktualitätsbezogene Wahrnehmungen dieses Friedens sorgten. Das Jubiläum von 1998 hat den Westfälischen Frieden in einen dezidiert europäischen Kontext gestellt. Hans-Dietrich Genscher hat dies aufgegriffen und ihn „einen bedeutenden europäischen Friedensschluss“ ge-

51 So auch die Ablehnung der Idee, eine deutsche Konföderation könne den Grundstein einer europäischen Konföderation bilden: „Ich sehe, daß dieser Gedankengang manchen Deutschen, die sich als Europäer vorkommen, sehr gut eingeht, halte ihn aber für sehr gefährlich. Es kommt auf die deutsche Libertät von 1648 heraus und will 1866 ungeschehen machen.“ Ebd., S. 279.

52 „Noch einmal sei es betont: Der Frieden bedeutete für unser Volk ein nationales Unglück [...]“. Dickmann: Der Westfälische Friede (wie Anm. 22), S. 494.

nannt,⁵³ ohne sich allerdings konkret mit der historischen Bedeutung des Ereignisses auseinanderzusetzen.

Die lange kritische Bewertung des Westfälischen Friedens ist zum Teil in euphorische Urteile umgeschlagen, die in der historischen Forschung weit- aus nüchterner betrachtet werden. Das Gleiche gilt für das Modell eines „Westfälischen Systems“, welches das Staatensystem vermeintlich langfris- tig geordnet habe, ein Modell, das alte negative Stereotypen über den West- fälischen Frieden in eine internationale Geschichte hinein transformiert hat.⁵⁴ Grundsätzlich gilt allerdings, dass es kein gültiges Narrativ des West- fälischen Friedens mehr gibt, sondern eine Vielfalt der Rezeptionsansätze. Zugleich befindet sich der Westfälische Friede heute stärker als jemals zuvor im Fokus nicht nur der Wissenschaft, sondern der öffentlichen Wahrneh- mung und der Gesellschaft – und dies tatsächlich oft als historisches Ereig- nis und nicht mehr nur als ein auf die Gegenwart hin konstruiertes histori- sches Modell.

53 Hans Dietrich Genscher: Der lange Weg zur deutschen Einheit. Vortrag zum Osnabrücker Friedenstag am 24. Oktober 2001 in der Marienkirche. In: Osnabrücker Jahrbuch Frieden und Wissenschaft 9 (2002), S. 111-120, hier S. 111.

54 Siehe dazu Heinz Duchhardt: Das 'Westfälische System': Realität und Mythos. In: Hillard von Thiesen/ Christian Windler (Hrsg.): Akteure der Außenbeziehungen: Netzwerke und Interkulturalität im historischen Wandel. Köln 2010, S. 393-401.